

Risikierte Freiheit: Gott und Menschen nah.

Zur spirituellen Reise christlicher Gemeinden.

Gemeinden als spirituelle Reisegesellschaften

Die Kirche ist in der Hand des liebenden Spielmanns Gottes Christus jenes Instrument, auf dem er zu Gunsten der geliebten Eurydike-Menschheit erklingen lässt „ein Lied des Lachens, der Hoffnung und der Auferweckung“. So sieht der Kirchenlehrer Clemens von Alexandrien um 350 im Anschluss an den alten griechischen Mythos von Orpheus und Eurydike nach Christus die Kirche. Solch eine „Vision“ von Kirche ist für heute deshalb hilfreich, weil es zunächst den Blick von der Kirche weglenkt auf das Urereignis, um das es geht: um die dramatische Geschichte zwischen Gott und den Menschen, in der Christus eine Schlüsselrolle spielt. Dabei lehrt nicht nur das Christentum, dass „Eurydike“, die Menschheit, in den Machtbereich des Todes geraten ist, sich aber der liebende Spielmann damit nicht abfinden will. „Hinabgestiegen in das Reich des Todes“, so das christliche Glaubensbekenntnis, führt er – anders als der scheiternde griechische Spielmann – Eurydike zurück ins Land des Lachens, der Hoffnung und der Auferweckung.

In diesem Drama der Weltgeschichte als Heilsgeschichte spielt nun die Kirche ihre dienende Rolle als Instrument. Dabei dient sie nicht sich selbst, sondern der Menschheit. Sie ist, so das Zweite Vatikanische Konzil in eher hermetischen Konzilssprache, „Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (Lumen gentium 1). Etwas anders formuliert ist die Kirche ein Ort, an dem ans Licht kommt, was ist, und indem es ans Licht kommt, erhält dieses eine Wachstumsdynamik. Die Kirche deckt auf und treibt voran, worum es Gott in seinem Weltengagement in Christus geht: Einheit, mit Gott und unter den Menschen.

Das gilt konsequenter Weise auch für die Kirche an Ort und Stelle, in ihren Netzwerken, Gemeinschaften, Gemeinden. Sie tragen alle diese „genetische Struktur“. Also sind auch die (immer raumbundenen) Gemeinden Orte, an denen

die Menschen erleben können, worum es Gott mit der Welt und darin mit ihnen geht. Das Leben der Menschen, die sich an diese Orte begeben, wird von einer Bewegung erfasst. Auf dem Boden der Gemeinde betreten die Menschen einen Weg: Die Christen hießen demnach die Anhänger des (neuen) Weges (Apg 9,2). Eine spirituelle Reise beginnt. Gemeinden sind spirituelle Reisegesellschaften.

Gemeinde: Gott und Menschen nah

Wohin die spirituelle Reise geht, ist angesichts der langen einmütigen Tradition klar: Sie bringt Menschen in die Nähe Gottes, und dadurch in die Nähe der Menschen. Gott- und Nächstenliebe wachsen untrennbar miteinander verwoben in einem.

Die spirituelle Reise in Gott hinein ist ein „mystischer“ Vorgang. Folgt man dem griechischen Wort „mysterion“, und übersetzt dies mit Geheimnis, so macht die spirituelle Reise in Gott hinein die Menschen zu „Geheimnis-Bewohnenden“. Sie erleben, dass sie im Ge-Heim-nis Gottes daheim sind. Karl Rahner formuliert dieses Grundmerkmal jedes christlichen Lebens lapidar so: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein oder er wird nicht sein.“

Die spirituelle Tradition des Christentums kennt für diesen Urvorgang des gemeindlichen Glaubens viele Bilder. Der alte Mensch wird abgelegt, der neue angezogen. Die Taufe erleuchtet, schenkt Gottes Leben. Menschen werden „gottvoll“, erleben, dass sie „gottähnlich“ sind: „Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Wir sind von seiner Art, – so der kühne Prediger Paulus auf dem griechischen Areopag, den griechischen Dichter Aratus aus dem 3. Jahrhundert vor Christus zitierend (Apg 17,28).

Die spirituelle Reise in die Gottesnähe, in sein Kraftfeld hinein, hat eine wachsende Bedeutung für viele moderne Zeitgenossen. Immer mehr spüren, dass die Welt, in der wir uns eingerichtet haben, eine enge Welt ist. Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, dass die einstige „Vertröstung des Menschen auf das Jenseits“ einer viel folgenschwereren „Vertröstung des Menschen auf das Diesseits“ gewichen ist. Wir sind in Gefahr, in unserem praktischen Lebensalltag das „Leben als letzte Gelegenheit“ (Marianne Gronemeyer) zu erleben. Solches Leben wird hastig,

angestrengt, lebt aus der Angst, mit dem Streben nach dem optimalen, ja leidfreien Glück für sich selbst zu kurz zu kommen. Inmitten solchen Lebens flüchten die einen, in Krankheit, Drogen, Alkohol, Selbstmord. Andere aber wagen den Aufstand gegen die Enge. Sie suchen die Weite, damit auch eine neue Größe des Menschen. Sie finden sich nicht mehr damit ab, nur Arbeits- und Kaufsklaven zu sein, bis in die letzten Winkeln ihres Lebens mit modernster Informationstechnik verwaltbar zu sein oder zu clonbarer Biomasse zu verkommen. Respiritualisierung ist ein Moment des Aufstands gegen solche Enge und Verflachung, ja Banalisierung des Menschen.

Christen werden eine solche spirituell aufständische Bewegung unterstützen. Sie werden dazu ihre Orte öffnen: Gemeinden sind dann Orte, wo die „Weite“ gesucht wird, noch mehr, wo den Menschen der Himmel offen gehalten wird (vgl. Apg 7,55).

Es gehört zu den tiefen Erfahrungen der jüdisch-christlichen Glaubensstradition, dass in der Gottesnähe auch die Menschennähe wächst. Diese Menschennähe kennt zwei große Variationen. Aus der Gottnähe wächst eine tiefwurzelnde Zusammengehörigkeit. Im Umkreis jenes Gottes, von dessen Art zu sein wir zutiefst erleben, wachsen sozial zerklüftete Menschen zusammen: Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Frauen und Männer. Menschheitsalte Diskriminierungen werden überwunden: die rassistische, die kapitalistische, die sexistische. Alle werden „einer in Christus“ (Gal 5,28).

Dieses Zusammenwachsen in einer spirituellen Tiefe ist in den letzten Jahrhunderten auch dem Bewusstsein der europäischen Kultur und damit der Christen in ihnen in den Hintergrund gerückt. Dabei wären die Glaubensbilder vorhanden, welche in diese Richtung weisen. Wir sprechen davon, dass das, was in einem von uns geschah, für alle von Bedeutung ist: die „Übertretung des ersten Adam“ (Erbschuld) ebenso wie die rettende Tat des zweiten Adam, Christus (Erbheil). Wir bekennen gläubig die Gemeinschaft der Heiligen, der Lebenden und der Toten und wissen um die tiefe Einheit der Schöpfung, die mit den Menschen zusammen die Erlösung hofft, in Wehen liegend (Röm 8,22)

Weil nur ein Gott ist, also ist jede eine von uns, ist jeder einer von uns. Aus dem, was ist, wächst ein angemessener Lebensstil. Die theologische Tradition nennt ihn Koinonia, communio, Gemeinschaft, Brüderlichkeit, Geschwisterlichkeit.

Aus der Gottnähe erwächst sodann ein neues Füreinander. Nächstenliebe (die immer aus einer gereiften Selbstliebe entspringt) hat einen aufmerksamen Blick für die Leidenden, die Armgemachten, jene, die auf der Verliererseite des Lebens sind. Wer in Gott eintaucht, so eine elementare spirituelle Formel, taucht neben den Armen auf. Daher hat jeder gläubige Christ sein ureigenstes „Sozialprojekt“, und das gleiche gilt für jene Gemeinschaften, Gruppen und Gemeinden, die den Ehrennamen „christlich“ tragen. „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts“, so Bischof Jacques Gaillot.

Solche dienende Kraft in der Nähe vor allem zu den leidenden Menschen hat für viele Zeitgenossen hohe Bedeutung. „Arme habt ihr allezeit bei euch“ (Joh 12,1-11), so Jesus anlässlich seiner Salbung in Bethanien durch die Frau. Nur das Gesicht der Armut wechselt. Heute sind es in unseren reich-satten Gesellschaften nicht nur psychisch Arme. Immer mehr sind in Gefahr, „überflüssig zu werden“ (Hans Magnus Enzensberger). Überflüssigen – die nicht arbeiten, kaufen, erleben, nicht genug wissen – entziehen wir leicht unsere Sorge, wir „ent-sorgen“ sie. Gerade im Zuge des derzeitigen weltweiten Umbaus der Finanz- und Wirtschaftswelt gewinnen einige, und verlieren viele. Zu den neuen „Armen“ zählen die Modernisierungsverlierer in der einen Welt.

Wer gottvergessen wird, wird leicht leidunempfindlich. Gottvolle Menschen, gottvolle Gemeinden sind ein Hoffnungsort gerade für die leidenden Menschen. Dabei geht es nicht nur darum, Leidende zu trösten, Opfer des Unrechts zu versorgen, sondern solche Opfer auch zu verhindern. Das macht Christen und Gemeinden im besten Sinn dieses Worte „politisch“.

Gemeinde: Erfahrungsorte („Fahrzeuge“)

Das Ziel der spirituellen Reisegesellschaft namens christliche Gemeinde ist ausgemacht: es führt in die Nähe Gottes und damit der Menschen, zumal der leidenden. Gottes- und Nächstenliebe wachsen.

Für diese spirituelle Reise sind die Gemeinden wie „Fahrzeuge“. Sie nehmen gleichsam Menschen auf und bringen sie in unterschiedlichen Fahrzeugen zum Ziel. Von solchen „Fahrzeugen“ im Sinn von Erfahrungsräumen und Fahrwegen (Vorgängen) wird nunmehr die Rede sein.

Sich Gott annähern

Gemeinden sind Erfahrungsorte für eine spirituelle Reise in die Nähe Gottes, also Orte, an denen die Nähe Gottes bewusst erfahrbar wird. Menschen sind hier (gemeinsam) Gott auf der Spur. Sie spüren auf, was Gott die Zeit hindurch unentwegt für die Menschheit und darin für jede einzelne von uns getan hat: zugespitzt in einem von uns, Jesus von Nazaret. Dabei geht es nicht darum, über die Gott, sein Tun für uns, zu reden, sondern es zu erleben. Es geht um „Gottese Erfahrung aus erster Hand“, nicht um geliehene, ein- oder zugeredete Gottese Erfahrung. Ziel ist eben das Wohnen im Geheimnis Gottes. Auf das Gehen auf dem Weg kommt es an, und nicht um das theologische Studium von Landkarten und das Aufstellen von katechetischen Wegweisern allein. Zu wenig ist es auch, Dogmen für wahr zu halten. Denn diese sind wie Laternen am Rand de Lebensweges durch das Dunkel der Glaubensnacht: nur Betrunkene halten sich daran fest, so heiter Karl Rahner. Es braucht Orte, nicht Worte.

Für die spirituelle Reise in die Gottesnähe haben Gemeinden einen reichen Erfahrungsschatz.

* Da kann man in Gruppen das Lesen in der kleinen heiligen Schrift lernen. In der Diözese Passau wurde dazu ein Grundkurs gemeindlichen Glaubens entwickelt, in dem die mystagogische Anleitung von Karl Rahner konkretisiert wurde. Das Ziel ist, den Menschen hinzuführen vor jenes Geheimnis, das sein Leben im Grund immer schon ist – die Geschichte eines unbeirrbar treuen Gottes (Dtn 32,4) mit jeder, jedem. Diese einmalige Geschichte Gottes mit jedem einmaligen Menschen kann als „kleine heilige Schrift“ gedeutet werden. Darin lässt sich – gut angeleitet – lesen, daraus können Menschen einander vorlesen und voneinander lernen. Es ist ein Lesen in den kleinen Offenbarungsgeschichten, welche die Freiheitsgeschichten der Menschen letztlich sind.

* Wer Gott nahe fühlt, führt auch einen Dialog mit ihm. Zur spirituelle Reise in die Nähe Gottes gehört daher auch, wieder diese Sprache des Dialog zu lernen. Es ist die Sprache, die Gott selbst für seine (Selbst)Offenbarung gewählt hat (vgl. Dei Verbum, Das Zweite Vatikanische Konzil über die Offenbarung): Wie mit einem Freund spricht er mit Abraham, den Propheten, mit seinem Gesandten Jesus Christus. Solch ein Dialog ist für den spirituellen Menschen eine Kunst, die es zu lernen gilt. Es ist die Kunst des Betens. Gemeinden werden für spirituell Reisende Schulen des Gebetes sein.

* Wer sich Gott annähert, lernt ihn auch besser kennen. Die Gefahr, dass wir uns aus einem „unpassenden Gott einen uns passenden Gott machen“ (Johann B. Metz) ist immer gegeben. Gemeinden erinnern an diese Urversuchung der Vernützlichung Gottes durch den Menschen. Solch einer Versuchung entrinnt, wer mit anderen zusammen sich in die Gottesschule Jesu begibt. Gemeinden sind für spirituelle Suchende Gottesschulen. Dann hat die einstige Verdrohlichung Gottes ebenso wenig eine Chance wie seine derzeitige Verlieblichung.

* Das bedeutet bereits, dass die Menschen in den Gemeinden nicht nur in ihren kleinen Heiligen Schriften lesen, sondern miteinander auch in der – der Kirche und ihren Gemeinschaften anvertrauten – großen Heiligen Schrift.

* Im Zentrum der spirituellen Reise in die Gottnähe wird die Feier der Eucharistie, des Herrenmahls, stehen. Sie ist den Christen „der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“ (Sacrosanctum Concilium 10). Diese sonntägliche Versammlung der spirituellen Reisegruppe wird freilich ihre Kraft wiedergewinnen (müssen). Zu sehr besteht zumal in satt-bürgerlichen Kirchen die Versuchung, dass die Sonntagsmesse zu einem „religiös verschönten Konditoreibesuch“ (Helmut Schüller) verkommt. In Wahrheit aber ist sie eine „gefährliche Erinnerung“ (Johann B. Metz). Wer sich in eine Eucharistiefeier vorbehaltlos einlässt, gerät buchstäblich „in Gottesgefahr“. Ihre Inszenierung macht das auch offenkundig. Gaben werden zum Altar gebracht. Diese sind wir selbst, so fügen wir bei. Dann rufen wir Gottes Heiliges Geist auf sie herab und bitten, dass er die Gaben wandle, hinein in „Leib – hingegen“, „Blut – vergossen“, und immer „für das Leben der Welt“. Vielleicht ist es die spirituelle Kernschwäche derzeitiger

Gemeinden, dass wir sagen, Gott, verwandle die Gaben, aber uns lass in Ruh. Denn würde die wandelnde Kraft freigesetzt, dann würden die (von Gott Versammelten!) anders aus dieser gefährlichen Feier herausgehen als hinein: gottvoller und daher geschwisterlicher sowie freier zum liebenden Dienst. Für die Gestaltung der eucharistischen Gottesdienste ist daher zunächst zu wünschen, dass sie „gottvoll“ sind. Sind sie zudem „erlebnisstark“, werden sie Risikofreudige künftig gern und zugleich bangen Herzens aufsuchen.

Sich Menschen annähern: ein neues Miteinander

Die Annäherung an Gott führt in die Nähe von Menschen. Ein neues Miteinander wächst. solches Miteinander hat eine eigene Qualität. Jesus formuliert wiederholt: „Bei euch soll es nicht so sein“. Zur spirituellen Reise mit einer Gemeinde gehört daher auch eine Kultur des Miteinanders. Merkmale sind: Alle haben die gleiche Würde (Lumen gentium 32, CIC can 208). Alle haben eine geistliche (Kirchen-)Berufung. Alle sind Miteigentümer der Kirche in ihren Gemeinden. Nur zusammen sind wir Kirche, gefeiert in der Taufe. Das Amt allein ist nicht Kirche, weshalb der Begriff Amtskirche unsinnig und daher zu meiden ist. So wichtig das Amt auch ist: Denn es stellt sicher, ist dafür haftbar, dass die anvertraute und aufgelastete Gemeinschaft in der Spur des Evangeliums und im Verbund der anderen Evangeliumsgemeinschaften bleibt. Es kommt auf jede einzelne, jeden einzelnen an. Gott fügt uns Menschen hinzu, die er beansprucht, mit Visionen versieht, denen er Gaben schenkt, die dem Wohl der Gemeinde dienlich sind (1 Kor 12,7). „Die Kirche besteht aus Beinen, nicht aus Steinen.“

Zum neuen Miteinander gehört, dass sich alle beteiligen (können). Synodalität ist eine Kerneigenschaft christlicher Gemeinschaften. Sie sind gemeinsam auf dem Weg (griechisch syn-odos). Gemeinsam beraten sie, wie sie unterwegs sind. Entscheidungen werden durch die Beteiligung zumal der Betroffenen gefällt. Durch solche Partizipation wächst zudem Identifikation.

Wo Menschen in einer gläubigen Tiefe verbunden sind, wächst Verbindlichkeit. Jede, jeder trägt was bei, nicht nur den Kirchenbeitrag: sondern auch Zeit, Phantasie, Glaubenskraft, kurzum, seine Begabungen: unter diesen ist allen eine Gabe

gemeinsam, und ohne diese geht nichts: die Liebe (so 1 Kor 13 als älteste Ordnung für gemeindliches Leben und gemeindliche Gremien).

Solch neues Miteinander ist nicht spannungs- und konfliktfrei. Aber es gibt auch eine Kultur der Konfliktbewältigung. Ratsam ist der spielerische Rollenwechsel. Ich lerne den anderen verstehen, lerne seine Perspektiven kennen. Das würde das Verhältnis zwischen Kirchenleitung und kirchlichen Protestgruppen ebenso verbessern wie zwischen Konservativen und Progressiven: beiden könnten auf dem Boden gegenseitiger Wertschätzung gemeinsam zum Wohl der Kirche in ihren Gemeinden beitragen. Eine kooperative Konfliktkultur ist ein wichtiges Element gemeindlicher Spiritualität.

Dazu zählt auch die Kunst des Leitens. Gute Leitung fördert Teilhabe, Synodalität. Ohne Leitung regieren die selbsternannten Starken.

Gemeindliche Spiritualität ist, was das Miteinander betrifft, ziemlich nüchtern. Von den Erfahrungen mit weltlichen Organisationen lässt sich viel lernen. Spirituell starke Gemeinden lassen sich auch gegebenenfalls beraten: Auch Gemeindeberatung und Gemeindeentwicklung sind spirituelle Vorgänge.

Sich Menschen annähern: ein neues Füreinander

Der Dienst der Kirche ist Dienst zumal an den Leidenden in Gottes Art (vgl. Ex 3,7-10). Dieser Dienst kommt nicht zur Spiritualität hinzu, sondern ist integrierter Bestandteil christlicher Spiritualität. Es gilt auch: „Eine Spiritualität, die nicht dient, dient zu nichts.“ Dieser Grundsatz bedarf der konkreten Entfaltung:

Gemeinden sind Orte, welche die Leidenden nicht übersehen – auch die verschämten Armen nicht. Sie haben Einrichtungen, die wie das „Auge der Kirche“ (so die syrische Kirchenordnung aus dem 5. Jahrhundert hinter den Diakon, der hinter dem Presbyterium wohnt und dieses regelmäßig über die angeschwemmten Toten, die Kranken und die Belehrungsbedürftigen informiert) sind, Diakone (nur solche sollte man so nennen und dazu weihen), Ausschüsse in Pfarrgemeinderäten.

Es braucht dann auch das Einüben ins Dienen. Gute zeitgenössische Gemeinden kennen „Exerzitien im Alltag“. Diese aber werden ergänzt werden durch „Exerzitien in

Solidarität“. Da lebt ein Gemeindemitglied, eine Gruppe, während einer Fastenzeit den einen oder anderen Tag mit Obdachlosen, mit einer alleinerziehenden Frau, einem alleinerziehenden Mann mit Kindern. Jemand arbeitet dann einen Tag in der Hospizarbeit, in einem Altenheim, besucht Kranke. Das Ziel ist: Es gibt morgen kein Mitglied einer christlichen Gemeinde, das nicht kompetent ist zum diakonalen Dienst. Das wäre auch von hoher gesellschaftlich Bedeutung, wenn die Christen neben der Arbeitszeit und der Freizeit die Sozialzeit entdecken. Soziale Netzwerke könnten sich über das Land hin bilden. Vielleicht sogar lückenlos, solange wir die Kraft zu einem lückenlosen Pfarrnetz haben. Die Kirche wäre durch ihre Ortsgemeinden ein Netz diakonaler Aufmerksamkeit: ein wichtiger Grund, die Pfarrgemeinden hoch zu bewerten.

Christen in den Gemeinden werden dann aber – in Anlehnung an Jesu Beispiel von barmherzigen Samaritan (Lk 10,25-37) – nicht nur Opfer des Unrechts versorgen, sondern solche Opfer auch tatkräftig verhindern. Gerade Christen werden sich dann nicht nur um die Leidenden und Armen im Nahbereich kümmern, das auch. Der Blick wird sich weiten auf die Fremden, die wachsende Zahl der Umwelts-, Kriegs- und Armutsflüchtlinge, die armen Regionen der Erde.

Neues Grundgefühl

Künftige gemeindliche Spiritualität wird sich auszeichnen durch einen positiven Grundton auszeichnen. Zur Zeit überwiegen in unseren Kirchenbreiten dunkle Gefühle. Viele glauben, einen Untergang zu verwalten, statt einen Übergang zu gestalten. Das lähmt, führt zu innerer Kündigung und psychosomatischem Vorsichhinkränkeln. Es gibt auch so etwas wie eine selbstmitleidige Jammerunkultur, in deren Umkreis kein Aufbruch droht. Zudem ist die Identifikation mit der konkreten Kirche schwach. Manche haben sich in unrealistische Kirchenträume abgesetzt und finden kaum noch Kraft, Hand anzulegen. Frust und Resignation bestimmen die Szene. Verbreitet ist eine autoritäts- und sexualitätsfixierte Kritik an den Autoritäten. Dabei ist es paradox, dass der katholischen Kirche Sexualfixierung vorgeworfen wird und viele innerkirchliche Reformvorschläge sich genau damit beschäftigen. Es gibt viele Anzeichen einer unerwachsen-pubertierenden Grundstimmung.

Zur Kirchen(gemeinde-)Spiritualität gehört ein Jammerverbot. Die Besinnung auf die Stärken, auf die Ressourcen und das lösungsorientierte Wirtschaften mit diesen, gehört in den Mittelpunkt. Sonst schämen sich Christen immer mehr ihrer eigenen Kirche und treten auch für sie im persönlichen Gespräch und in der Öffentlichkeit nicht mehr für sie und das, wofür diese stehen, ein. Ein missionarisch unproduktives Lamentieren macht sich breit.

Zur gemeindlichen Spiritualität gehört daher eine unverdrossene, durchaus kritische Loyalität mit der Kirche. Diese ist gut begründet. Die Kirche auch hierzulande ist weit besser als ihr Ruf. Das Land wäre ärmer ohne die solidarisierende Kraft des Glaubens und ihre sozialen Netzwerke. Die Welt wäre enger und angstbesetzter, würden die Kirchen nicht den Himmel offen halten. In vielen europäischen Ländern waren in den letzten Jahrzehnten die Kirchen ein letzter Zufluchtsort für unterdrückte Freiheitskünstler.

Merkmal solcher neuer kirchengemeindlicher Spiritualität ist auch die Entprovinzialisierung des Bewusstseins. Viele Zeitgenossen leben nur noch lokal und haben keine Kraft, global zu denken. Christen sind aber notorisch „katholisch“, haben also einen Blick für das Ganze: die ganze Welt, die ganze Schöpfung (Ökologie!), die ganze Geschichte (die Leiden der Vergangenheit werden ebenso erinnert wie die möglichen Leiden der kommenden Generationen).

Notwendig ist gewiss der Mut zum Träumen, aber ebenso der Mut zum Fragment. Wenn Visionen sich nicht in konkreten, gestaltbaren Projekten verdichten, dann entwickeln sie als Ideale eine destruktive Kraft (Wolfgang Schmidbauer). Träume, Visionen allein frustrieren, bringen nicht voran, produzieren nur sinnloses Leiden an den Verhältnissen. Projekt heißt dann auch: Was ist bei uns hier auch veränderbar? Manche konzentrieren alle ihre Kräfte in die Priesterweihe von Frauen und die Abschaffung des Zölibats. Nicht also ob diese Themen nicht auch wichtig wären. Aber wenn sie alle Kräfte binden, und wenn man das eigene Kirchenengagement nur davon abhängig macht, ob diese geforderten Veränderungen auch durchgesetzt werden können, straft man sich letztlich selbst durch seine kirchlichen

realitätsfernen Allmachtsphantasien: Die katholische Weltkirche ist ein langsamer und übrigens auch sehr empfindsamer Elefant.

Zur erwachsenden Gemeindespiritualität gehört daher auch der Mut zum Fragment, das Leiden an einer teilweisen Unreformierbarkeit der Kirche, die ja nicht nur aus der eigenen Pfarrgemeinde besteht, sondern Weltkirche ist. Unsere Probleme müssen lang noch nicht die Probleme anderer sein. Dabei lässt sich sicher über die vielleicht wichtigste Strukturreform der Kirche reden: eine so gestaltete subsidiäre Regionalisierung, dass durch sie die Einheit in zentrifugalen Zeiten nicht gefährdet wird.

Bleibt schließlich der Hinweis, dass eine der Hauptmerkmale künftiger Gemeindespiritualität der Mut zum Risiko ist. Vielfach ist das Evangelium in unseren Breiten ziemlich bequem geworden, „bürgerlich“, wie Johann B. Metz unentwegt prophetisch kritisiert. Das Evangelium wurde zur Verschönerung unserer bürgerlichen Existenz. Verloren ging aber die provozierende Kraft. Das hat auch damit zu tun, dass die „eschatologische Kraft“ schwach geworden ist. Die Kirche riskierte von allem Anfang an ein Leben wie nach der Auferweckung: Wir sind vom Tod zum Leben übergegangen, so 1 Joh 2,5. Erkennbar ist dies an der Liebe. Kirchengemeinden sind also Orte, wo das Utopische (das noch Ausstehende, Ortlose) einen Ort hat. Die Orthodoxie feiert daher in ihrer Liturgie die himmlische Liturgie auf Erden. Der Himmel ist nicht nur über uns, sondern auch zwischen uns, so der leider zu früh verstorbene Bischof von Aachen Klaus Hemmerle.

Vielleicht finden dann auch wieder junge Menschen den Weg in die Gemeinden der Christen. Die Langweile bürgerlich-christlichen Betrieb ist ja ein Grund, warum gerade die Suchenden, nicht mit uns reisen. „No risk, no fun“, ist ein Motto interessanter Jugendlicher. Eine Gemeinde, die das Risiko der Bergpredigt lebt: das wäre was. Also Feindes- und Entfeindungsliebe, Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, Frieden stiften, Erbarmen, Gewaltlosigkeit!

Gemeindliche Spiritualität macht daher nicht in einem schlechtverstandenen Sinn „liberal“, sondern radikal. Sie lebt aus der umwandelnden Kraft der Nähe Gottes. Und diese ist gefährlich. Sie trägt das Risiko der Freiheit in sein. Auch das wäre eine gute

Nachricht in unsere Zeit hinein. Denn Freiheit gilt vielen zunehmend als riskant (Ulrich Beck): das lohnt es sich, sie zu riskieren.